

STUDIEN ZUR EUROPÄISCHEN VOR- UND FRÜHGESCHICHTE

HERBERT JANKUHN GEWIDMET

Hrsg. M. Claus, W. Haarnagel, K. Raddatz (K. Wachholtz Verlag, Neumünster 1968)
438 S., 103 Abb., davon 1 mehrfarbig, 31 Taf.

Wer Festschriften als das vielfältige Echo auf das jahrzehntelange Wirken eines Jubilars zu schätzen weiß, wird die „*Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte*“ mit Vergnügen zur Hand nehmen. Freunde, Kollegen und Schüler haben H. Jankuhn wegen seiner „großen Verdienste... um die Förderung der prähistorischen Forschung“ zu einem an versteckter Stelle genannten Anlaß (auf S. 95 erfährt man aus dem Beitrag F. Tischlers, daß es der 60. Geburtstag des Jubilars war) den vorliegenden Sammelband gewidmet, der in vielfältigen Brechungen Werk und Persönlichkeit dieses anregenden Lehrers, erfolgreichen Organisations und dynamischen Forschers widerspiegelt. Nur wer Jankuhn nicht kennt, wundert sich, daß die Heterogenität der 56 Beiträge, die den gewaltigen Zeitraum vom Paläolithikum bis zur Neuzeit und außer der Vor- und vor allem Frühgeschichte auch Paläobotanik und -zoologie, Anthropologie, alte und neue Geschichte, Philologie und Volkskunde umfassen, von der wissenschaftlichen Spannkraft eines einzigen Forschers zusammengehalten wird. Zwar gibt die innerhalb nicht gekennzeichnete Abschnitte nur teilweise nach den Autoren alphabetisch vorgenommene Anordnung der Artikel dem Leser einige Rätsel auf, aber man findet bald heraus, daß die Artikel anknüpfen an die drei wichtigen Stationen im Leben des Jubilars, die ostpreußische Heimat, die bahnbrechende Grabungs- und Forschungstätigkeit in Schleswig-Holstein und schließlich die Lehr- und Organisationsleistung als Ordinarius in Göttingen.

Jankuhns Bedeutung für Niedersachsen kommt in dieser Festschrift nur deshalb nicht voll zum Ausdruck, weil die niedersächsischen Kollegen ihre Beiträge wegen der außerordentlichen Fülle der anderen Artikel bescheiden zurückgezogen haben, um sie dem Jubilar in der von ihm selbst herausgegebenen Reihe „*Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen*“ als Bd. 4 (1969) zu überreichen. Trotzdem hat die Festschrift einen immerhin noch handlichen Umfang von ca. 480 Seiten. Dabei zeichnen sich die internationalen Beziehungen des Göttinger Seminars für Vor- und Frühgeschichte ab in Beiträgen vor allem aus Skandinavien und dem östlichen Mitteleuropa sowie in einem aus England. Vorgeschichtliche und provinzialrömische Artikel berühren auch den westlichen Teil Mitteleuropas. Im übrigen kreisen die Aufsätze um Probleme vor allem des frühen Mittelalters jenseits der Reihengräberzone, jenem Raum also, in dem städtische Siedelweise erst im frühen oder sogar hohen Mittelalter aufkam, ein Phänomen, das der

Jubilar in zahlreichen Studien ebenso verfolgte wie die damit eng zusammenhängende Entwicklung von Seefahrt und Seehandel.

Hier seien zunächst die dem Rezensenten besonders naheliegenden interessanten Aspekte zur *Schiffahrtsgeschichte* hervorgehoben. *H. Schwabedissen* hat unter dem Titel „Zwei Moorfunde aus Schleswig-Holstein“ (S. 16–21) ein mesolithisches Paddel mit bisher unbekanntem, lanzenförmigem Blatt publiziert sowie einen neolithischen Einbaum in Form einer fast 4 m langen Rinne, die an beiden Enden mit einem Querschott geschlossen war. Diese Einbaumform ist freilich nicht so singulär wie Schwabedissen meint, es sei nur auf die beiden Einbäume der vorrömischen Eisenzeit oder Kaiserzeit aus Antwerpen-Austruweel verwiesen (*Jahrb. RGZM* 16, 1969, 101 f.). In dem Katalog „Römische Bernsteinarbeiten in Köln“ hat *P. LaBaume* auch jenes kleine, aus Bernstein geschnitzte Miniaturschiff mediterraner Bauart verzeichnet und abgebildet (S. 108), das zwar schon mehrfach publiziert, aber noch nicht schiffskundlich untersucht worden ist. Wichtig sind hier die Bemerkungen zur Herkunft aus einem römischen Friedhof, der vor allem im 2. und 3. Jahrhundert belegt war.

Unrichtig ist *M. Stenbergers* Bemerkung, daß die Ostseeslawen erst im Laufe der Wikingerzeit oder gar noch später die Kunst gelernt hätten, Seeschiffe zu bauen (S. 286). Tatsächlich weisen die in größerer Zahl ausgegrabenen slawischen Schiffe der Ostseeküste so typische Merkmale einer germanischen, aber nichtskandinavischen Schiffbautradition auf, daß sie nur von merowingerzeitlichen Restgermanen, die in Mecklenburg, Pommern usw. sitzengeblieben waren, an die eindringenden Slawen vermittelt worden sein können. Unter dem Titel „Flokis Raben“ verbirgt sich ein sehr interessanter Aspekt der navigatorischen Möglichkeiten und Hilfsmittel der Wikinger von *W. Lange* (S. 354 bis 358). Zunächst wird nur die Glaubwürdigkeit einer Sagastelle geprüft, welche besagt, daß ein gewisser Floki sich im späten 9. Jahrhundert dreier Raben bediente, um Island zu finden. Es scheint aber, als stünde dieses Zeugnis im Norden nicht so vereinzelt wie Lange meint, zeigt doch der Runenstein von Sparlösa in Schweden aus der frühen Wikingerzeit ein Segelschiff, auf dessen Rah zwei Vögel sitzen, die durchaus als Raben interpretiert werden können. Langes Bemerkungen zum Gesichtskreis des Schiffers können noch dahin ergänzt werden, daß es in der Wikingerzeit auch üblich war, als Ausguck auf den Mast zu klettern, wie der Teppich von Bayeux zeigt.

Besonderes Gewicht hat *W. Neugebauers* Artikel „Truso und Elbing, ein Beitrag zur Frühgeschichte des Weichselmündungsgebietes“ (S. 213–234). Diese besonnene und umsichtige Auseinandersetzung mit der wichtigen bisher erschienenen Literatur ist straff aufgebaut und spannend zu lesen. Ihr Ergebnis ist sicherer, als es der vorsichtige Autor formuliert. Die farbige Höhenlinienkarte veranschaulicht aufs beste die Fundverhältnisse der Wikingerzeit um Elbing: alle preußischen Gräberfelder, Siedlungen und anderen Fundstellen, von denen mehrere importierte Gegenstände aus Skandinavien enthalten, finden sich am Hang oder in den Tälern der Elbinger Höhe, mit einer einzigen Ausnahme: Die Nekropole von Elbing-Neustädterfeld liegt in der Niederung im dama-

ligen Uferbereich. Das ist die typische Lage ausgesprochener Hafensiedlungen, wie sie der rheinische Leser etwa von Ingelheim-Nord (= Freiweihheim) kennt. Auch hier liegen die Kaiserpfalz und die übrigen Ingelheimer Höfe am Rand des Mainzer Berges, während das alte Freiweihheim, der auch aus Schriftquellen gut bezeugte Hafen der Pfalz und der anderen Höfe, 3–4 km weit in die Rheinniederung vorgeschoben wurde an das zum Landen der Schiffe günstig gelegene Hafenufer an der Mündung der Selz in den Rhein. Und wie sich in Freiweihheim neben dem bereits bekannten fränkischen Friedhof kürzlich ein friesisches Brandgrab in einem Badorfer Gefäß fand (*Führer zur vor- und frühgesch. Denkmälern* 12 [1969] 107 ff.), so ergab die Nekropole des Hafensplatzes von Elbing-Neustädterfeld sogar zahlreiche Gräber skandinavischer Seefahrer, wobei skandinavische Frauengräber überdies eine Dauersiedlung der Fremden bezeugen. Der archäologische Befund läßt so eindeutig auf eine Hafensiedlung mit skandinavischer Kolonie schließen, daß man hier auch ohne den Truso-Bericht des späten 9. Jahrhunderts einen bedeutenden Hafen ansetzen muß, der in ähnlich typischer Lage wie Haithabu an der Grenze zwischen Sachsen und Dänen oder Dorestad an der fränkisch-friesischen Grenze an der Grenze zwischen Preußen und Slawen liegt. Welcher andere preußische Ort in der Umgebung sollte Truso gewesen sein, wenn nicht dieser? Nicht zu entscheiden ist nach der derzeitigen Quellenlage lediglich, ob sich der Name Truso nur auf die Handelskolonie am Hafen bezog oder ob er nicht vielmehr auch die (oder wenigstens einige der) nur 2–3 km entfernten Höfe am Hang der Elbinger Höhe mit einschloß.

Zur Lokalisierung der Hafensplätze der mittelschwedischen Inselsiedlung Helgö macht *W. Holmqvist* („Frühgeschichtliche Haustypen auf Helgö“) aufschlußreiche Bemerkungen (S. 189 f.). Im Bereich der frühmittelalterlichen Siedlungsstellen kann Holmqvist nur zwei Plätze mit flach ins Wasser auslaufendem Strand nachweisen. An allen anderen Stellen waren die Ufer zum Landen der Schiffe zu steil. Die Karte Abb. 2 gibt die Bodenstruktur zwar nicht korrekt wieder, da sie anstehenden Fels und heutigen Wald mit derselben Signatur bezeichnet, vermittelt aber durch zwei eingetragene Höhenlinien doch einen Eindruck davon, daß an den angegebenen Stellen Schiffe durch bloßes Auflaufen auf flachen Strand landen konnten, wie es damals üblich war. Besondere Hafenanlagen waren dafür nicht erforderlich. Infolgedessen lassen sich solche Landstellen archäologisch nur durch das Auffinden nahegelegener Bootsschuppenfundamente nachweisen oder durch Ansammlungen von Material, das man beim Entladen der Schiffe beiseitegeworfen hat (z. B. zerbrochene Keramik). Bei den Haustypen kann Holmqvist sog. Holzbauten, Pfostenbauten und Gruben-Häuser voneinander unterscheiden. Holzbau ist freilich keine gute Übersetzung des schwedischen Wortes *timmerbyggnad*, da Pfostenbauten natürlich auch aus Holz bestehen. Gemeint sind Schwellbauten auf Rollsteinfundamenten. Die Detailpläne Abb. 3 und 4 lassen sich wegen der fehlenden Orientierung (Norden ist unten?) in die Gesamtkarte Abb. 2 nicht einordnen. Auch stimmen der Text und die Angaben zu den Abbildungen nicht immer überein.

Abb. 3 gibt Siedlungsgruppe 1 wieder, nicht 10; S. 193 unten muß es zweimal Haus Nr. 1 B heißen, nicht Nr. 2. Im übrigen aber erhält man einen guten Einblick in die Struktur dieser aus mehreren einzelnen Hofgruppen zusammengesetzten Siedlung.

Die beiden zuletzt besprochenen Artikel berühren bereits die *Siedlungsgeschichte*, zu der zahlreiche andere Beiträge neue Aspekte bringen, ohne daß hier auf jeden einzelnen eingegangen werden kann. Bei dem interessanten Überblick über „Die Befestigung der Prager Burg vom 9. bis zum 15. Jahrhundert“ von *I. Borkovský* (S. 157–159) gewinnt der ortsunkundige Leser nur schwer eine Vorstellung von den verschiedenen Burganlagen, weil jeder Plan fehlt. *G. Wrede* hat durch Auswertung von Urkundenmaterial des Osnabrücker Landes den engen Zusammenhang zwischen „Castrum und Curtis“ (S. 329–333), zwischen frühgeschichtlichem Ringwall also und zugehörigem Herrenhof in Tallage aufgezeigt. Das bedeutet zunächst einmal nichts anderes, als daß Burgen das Schutzbedürfnis größerer Grundherrschaften befriedigten, eine Einsicht, die in die archäologische Literatur über Burgwälle nur zögernd Eingang findet. Doch hat z. B. *K. Weidemann* (*Führer zu vor- u. frühgesch. Denkmälern* 4 [1969] 47 ff.) denselben Zusammenhang für das Weserbergland mit anschaulichen topographischen Karten nachgewiesen, die man bei Wrede leider sehr vermißt. Der Artikel zur karolingischen Curtis von *H. Hinz* in *Germania* 45, 1967, 130–142, konnte von Wrede nicht mehr berücksichtigt werden.

Sehr instruktiv sind die mit leicht lesbaren Karten versehenen „Beobachtungen eines Historikers zum Verhältnis von Burgwall, Heiligtum und Siedlung im Gebiet der Preußen“ (S. 311–328) von *R. Wenskus*. Hier wird gemäß einer auch von Jankuhn wiederholt formulierten Fragestellung die Funktion der jeweiligen Burgwälle im Rahmen des Siedlungsraumes mit bemerkenswerten Ergebnissen untersucht.

In seiner aufschlußreichen Zusammenstellung von „Theophoren Ortsnamen und Kultstätten“ (S. 359–368) kommt *W. Laur* zu dem Ergebnis, daß die bekannten Opfermoore Schleswig-Holsteins und Dänemarks keine theophoren Namen tragen und umgekehrt bei Orten mit theophoren Namen mit archäologischen Mitteln bisher keine Kultstätten nachweisbar waren. Selbst für das bekannte Thorsberger Moor wird hervorgehoben, daß nicht das Moor den Götternamen trägt, sondern eine davor gelegene Erhebung mit wikingerzeitlichen Gräbern. Diese und andere Gründe sprechen dafür, daß der Name erst während der frühmittelalterlichen Neubesiedlung Angelns entstand. Damit wird der auch von Jankuhn vertretene These widersprochen, daß wenigstens gewisse Opfermoore ihre völkerwanderungszeitlichen Bezeichnungen bis heute behalten hätten und damit aussagen könnten, welchen Göttern die in ihnen niedergelegten Opfer goltten hätten. Um die Diskrepanz zwischen den archäologischen und namenskundlichen Ergebnissen zu erklären, versucht Laur an dem literarisch bezeugten slawischen Prove-Heiligtum des Oldenburger Landes zu zeigen, daß frühgeschichtliche Kultstätten nicht unbedingt archäologisch sicher identifizierbare Reste hinterlassen müßten. So richtig diese These im Prinzip ist, das Beispiel ist falsch gewählt; denn ausgerechnet von

diesem Heiligtum ist eine quadratische Steinsetzung erhalten geblieben, die heute noch besichtigt werden kann (vgl. *Führer zu vor- und frühgesch. Denkmälern* 10 [1968] 174).

Der eine oder andere Artikel bedarf der Richtigstellungen, wobei hier nur angeführt werden kann, was am meisten ins Auge springt. *D. Bobnsack* legt „Ein neues mittelalterliches Inschriften-Schwert aus der Elbe bei Hamburg“ vor (S. 151–156) und vergleicht es mit älteren Ulfberht-Schwertern, wobei er den Namen stets mit -th schreibt. Es sei der Hinweis erlaubt, daß es sich bei Ulfberht um einen -brecht-Namen (mit umgestelltem r) handelt; das h vor dem t wird wie ch ausgesprochen.

Clara Redlich („Über die Herkunft figürlicher Darstellungen in der nordischen Bronzezeit“ — S. 54–65) hat unter die Statuetten der nordischen Bronzezeit eine Kleinplastik aus einem norwegischen Grab von der Wende der älteren zur jüngeren Kaiserzeit aus Frøjhof, Akershus, eingereiht (S. 60 und Abb. 5 f.), die außerdem gar keine Vollplastik ist, sondern eine hinten hohle Applike mit einer der ältesten Runeninschriften auf der Vorderseite. Da diese Figur wegen der „kalottenartigen Mütze“ als eine wichtige Stütze für die Herleitung der bronzezeitlichen Statuetten aus kaukasischen Vorbildern angesprochen wird, wird die Berechtigung eines solchen Vergleichs sehr infragegestellt. Andererseits wird aber die Verbreitungskarte Abb. 6, in der diese Figuren und die bronzezeitlichen Felsbildbezirke (diese leider nur sehr unvollständig) eingetragen sind, viel eindeutiger, wenn man die nahe bei Felszeichnungen gefundene Figur von Frøjhof streicht: es zeigt sich, daß die spätbronzezeitlichen Plastiken in der Tat in Gebieten mit gleichzeitigen Felszeichnungen weniger häufig sind als in anderen.

Wenn hier auch nicht auf jeden der 56 Beiträge eingegangen werden kann, so sei doch am Schluß noch auf die forschungsgeschichtliche Kostbarkeit hingewiesen, die *F. Tischler* unter dem Titel „Otto Tischler in La Tène“ zu der Festschrift beigesteuert hat (S. 95 bis 103). Es sind Auszüge aus Briefen seines Großonkels über dessen Reise zum Kongreß in Karlsruhe und nach La Tène. Diese Reise fand 1885 statt, also vier Jahre nach O. Tischlers Unterteilung der Latène-Zeit in eine Früh-, Mittel- und Spätphase. Die Briefe waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Sie werfen im familiären Plauderton mit Humor gewürzt und nicht ohne Stolz auf die eigene Leistung z. T. sehr subjektive, immer aber lebendige Schlaglichter auf die damals in der Vorgeschichte engagierten Geister. F. Tischler betont in der Einleitung zu den Briefen seines Großonkels, „daß man von Fall zu Fall... auch die persönlichen Seiten der Vorgeschichtsforscher veröffentlichen darf, da letzten Endes hinter aller wissenschaftlichen Leistung die Person des Forschers steht“ (S. 95). In diesem Sinne ist auch diese Festschrift mehr als nur eine Sammlung wissenschaftlicher Einzelleistungen. Sie ist zugleich auch ein Spiegel der wissenschaftlichen und persönlichen Ausstrahlung und Beziehungen des Jubilars.